

Manuela Ziskoven / Josef Freise

Leben unter Besatzung und Krieg in Bethlehem/Palästina

Was antworten Sie einem 5-jährigen Kind, das nach der Amputation seines Armes durch einen Granatensplitter ängstlich fragt: „Wächst der wieder nach?“ „Wie geht es Ihnen, wenn zwei Brüder im Alter von 3 und 4 Jahren sagen:“ Ich will sterben, ich will sterben?“ Wie beruhigen Sie junge Erwachsene, die, gleich nachdem die Panzer im Oktober Bethlehem verlassen haben, meinen: „Das war nur der Anfang, wer weiß, was als Nächstes kommt?“

Der folgende Beitrag basiert auf den Beobachtungen aus dem Lebens- und Arbeitskontext einer Entwicklungshelferin aus einer Beratungsstelle für Kinder und Erwachsene in Bethlehem (M.Z.) und zusätzlich auf Eindrücken aus einer Reise im Februar 2002 nach Haifa und Bethlehem (J.F.).

„Ein schmerzhafter Friede ist besser als die Qualen des Krieges“, stand vor kurzem auf einigen großen Plakaten an den Ausfahrtsstrassen von Tel Aviv und auch in Bethlehem. Erst langsam wird es auch Menschen in Europa klar, dass Israel und der palästinensische Noch-nicht-Staat in einem Kriegszustand sind. Man spricht auf beiden Seiten euphemistisch, von der „Situation“, die den Lebensalltag bestimmt. In Bethlehem, wie in der gesamten Westbank, ist dieser Alltag geprägt von Beängstigung, existentieller Bedrohung, hoher Arbeitslosigkeit (ca.60%), Armut, Mangel – man ist abgeriegelt von der Welt, eingeschlossen in den kleinen Ort (ca.137.000 Einwohner, mit den umliegenden Dörfern), ohne Kino, ohne Spielplätze, ohne Parkanlagen.

Der alltägliche Stress und die Angst

Für Menschen auf beiden Seiten der Grenzen gilt, dass sie seit über einem Jahr unter kontinuierlichem, extremen Stress stehen, begleitet von nicht mehr verdrängbarer Angst und traumatisierenden Ereignissen.

Nach Jerusalem können Palästinenser nur mit schriftlicher Genehmigung von Israel. Ein in Bethlehem wohnender Grundschulrektor braucht für den Weg zu seiner 15 km entfernt in Ostjerusalem liegenden Schule morgens drei Stunden, weil er keine offizielle Passierlaubnis hat und – in der Angst, entdeckt zu werden - Schleichwege wählen muss. „Das ist jeden Morgen Folter“, sagt er. Es ist eine seit Ende September 2000 bestehende Lebenssituation von kumulativem, d.h. extremen, chronischem Stress, der die Menschen auslaugt, deprimiert, mut- und hoffnungslos werden lässt. „Was können wir schon tun“, hört man jeden Tag, die Situation annehmend oder resignierend, mehrmals. „Man muss damit leben.“ Und sie leben mit der Trauer um ihre Angehörigen, - Beerdigungszüge in den Strassen von Bethlehem sind häufig zu sehen-, und mit großen persönlichen, sozialen und ökonomischen Einschränkungen. Ihre Entscheidung Leid zu ertragen und ihr Durchhaltevermögen beeindrucken. Die Kultur des „karameh“- d.h. seine persönliche Würde gegen Widerstand aufrechtzuerhalten -, die Verwurzelung der Menschen in den Religionen, Schicksalsergebenheit und der Glaube an einen palästinensischen Staat, der seine Opfer fordert, helfen vieles zu ertragen, zumindest an der Oberfläche. Auch die Erfahrungen aus der Vergangenheit – in vielen Gebieten sind die Menschen seit 50 Jahren Flüchtlinge - und das Durchmachen der 1. Intifada, haben zu einer gewissen inneren Widerstandskraft und scheinbarer Gewöhnung beigetragen. Schwäche, Klagen und Jammern verbietet die Kultur, man bewahrt Haltung. Politisch wird eine „Kultur der Stärke“ gefördert.

Gefühle werden nur selten geäußert. Über die sog. „Situation“ wird wenig gesprochen. Es wird ausgehalten, gelitten oder abgespalten. Das Sprechen untereinander scheint die Menschen eher zu deprimieren als zu entlasten. Dadurch bleibt vieles, aus der professionellen Sicht der Psychologen, unaufgearbeitet. Das Abspalten des Schrecklichen mag für eine gewisse Zeit eine gesunde Überlebensreaktion sein, aber Menschen schneiden sich von Möglichkeiten ihrer Lebensgestaltung ab und können Krankheitssymptome entwickeln (Risiko 10-40%), wenn sie sich nicht irgendwann dem Erlebten stellen.

Erlittenes Leid bleibt unaufgearbeitet

In Bethlehem haben insbesondere die zehn Tage Besetzung und der Kriegszustand im Oktober 2001 traumatisch gewirkt. In diesen zehn Tagen gab es zweiundzwanzig Tote im Distrikt Bethlehem. Ein toter Palästinenser wurde von israelischen Soldaten mit einer Kette an einen Panzer angebunden und im Kreis herum geschleift. Eine Frau war durch einen Schuss getroffen worden. Sie flüchtete in ein Haus, und ein israelischer Soldat warf ihr eine Granate hinterher. Das Haus wurde zerstört, und die Frau starb. " Man meint, man gewöhnt sich an die politische Situation, aber in Wirklichkeit sind wir traumatisiert ", kommentiert der Soziologe Bernhard Sabella von der Uni Bethlehem die derzeitige Lage. Nicht alle Menschen in Bethlehem sind traumatisiert, wenn man Trauma als Konfrontation mit einem lebensbedrohlichen Ereignis versteht. Nicht alle Menschen zeigen Anzeichen von akutem Stress. Aber alle haben mit den Folgen dieser langandauernden, chronischen Belastungssituation zu tun. Man weiß aus Forschungen um die körperlichen, psychischen und sozialen Auswirkungen von kumulativem Stress: Depressive Verstimmungen, Angstzustände, psychosomatische Beschwerden, Schlafstörungen, Alpträume, Rückzugsverhalten, Demoralisierung, Zerstörung von Überzeugungen und Werten, Verlust von Vertrauen, Konzentrationsstörungen, erhöhte Aggressivität, Übererregbarkeit, Hyperaktivität, um nur einige zu nennen. Eine Dozentin der Universität Bethlehem zeigt ihre Allergieflecken, die sie seit dem letzten Oktober am ganzen Körper hat. Es gibt Kinder, die sich büschelweise die Haare herausreißen, die meist nicht mehr nachwachsen (Trichotillomanie). Der Hautarzt verweist sie an den Psychologen, weil es keine organische Ursache gibt. Natürlich zeigen nicht alle Menschen die beschriebenen Stresssymptome. Die individuelle Verarbeitung ist sehr unterschiedlich und hängt von einer Vielzahl von Faktoren, wie Vorerfahrungen, Persönlichkeitsfaktoren, Alter, einem haltenden sozialem Umfeld, u.a. ab. Bekannterweise sind die Hauptrisikogruppen für spätere psychische Störungen, wie der Posttraumatischen Belastungsstörung, Kinder, Jugendliche und Mitarbeiter/innen von psychosozialen Diensten. Bis Dezember 2001 sind in der 2. Intifada bislang 179 palästinensische Kinder getötet worden, verletzt wurden ca. 6000. Diese sind mit Sicherheit traumatisiert. Ob sie später Symptome entwickeln, ist eine offene Frage. Nicht jeder, der traumatisiert ist, braucht fachliche Hilfe, wohl aber Verständnis und Unterstützung seitens der unmittelbaren Bezugspersonen und des umgebenden sozialen Systems. Eine Studie des Community Mental Health Center's in Gaza wies bereits 1998 auf, dass 60% der Bevölkerung im Laufe ihres Lebens wenigstens ein traumatisches Ereignis miterlebt hat, 27% waren unter 12 Jahren alt (Bevölkerungsanzahl, ca.1 Mill.).

Es gibt wenig therapeutische Hilfe

Im Guidance and Training Center for the Child and Family, herrscht Hochbetrieb. Die Leiterin, Dr. Viveca Hazboun, ist die einzige Psychiaterin in der Westbank, die auch als Kinder- und Jugendpsychiaterin ausgebildet ist, so dass ihre diagnostische Einschätzung wie auch die vielfältigen Einzel- und Gruppentherapieangebote des Dienstes sehr gefragt sind. Der Dienst richtet sich zwar an Menschen mit psychischen Problemen aller Altersstufen und ist häufig eine erste Anlaufstelle für Menschen mit psychiatrischen Krisen, aber die Hauptklientel sind, wegen des Mangels an kinder- und jugendpsychiatrischer Qualifikation, Kinder, Jugendliche und deren Bezugspersonen. Der Dienst hat insgesamt 3 ½ Fachmitarbeiter/innen.

Schwerpunkte liegen in der Einzelberatung und -therapie von Kindern mit Entwicklungsstörungen, Lernbehinderungen- und Schwierigkeiten, mit Anleitung der Mütter und Bezugspersonen für den Umgang sowie in den verschiedenen Gruppenangeboten, wie Spieltherapie, Sonderschul- und Spracherziehung, aber auch verhaltenstherapeutisch orientierten und stützenden Gruppenangeboten.

Niemand kommt direkt mit der Anfrage nach Hilfe wegen eines Traumas oder einer Stressbelastung – ein in der Fachwelt der Traumatologie bekanntes Phänomen. Aber es ist seit einigen Monaten eine Zunahme von Neukontakten im Center zu verzeichnen, die nach unserer Einschätzung im Zusammenhang mit akutem und chronischem Stress stehen. Es kommen Kinder, die überwiegend in den Kindergärten und Schulen auffällig wurden. Schulverweigerung, Konzentrationsmangel, Schlafstörungen, Wutausbrüche, Hyperaktivität, aber auch Depressivität und verschleierte Trauerreaktionen führen zu Problemen im Sozialverhalten und in den Leistungen. Aber es wird auch von Selbstmordgedanken und -versuchen berichtet.

Sehr selten werden die Symptome von den Müttern oder Lehrern als Reaktionen auf die bedrückende, beängstigende und zum Teil traumatisierende Lebenslage bezogen. Dies erinnert an die „Verschwörung des Schweigens“, ein Phänomen, das in Bezug auf Überlebende des Holocaust aus Israel bekannt ist. Über das Unsägliche wird nicht gesprochen. Es will auch keiner hören. Aber auch die in Palästina herrschende Ideologie der Stärke und des Nationalstolzes („Wir sind stolz darauf, soviel an Leid ertragen zu können.“) ist wohl ein Grund für die Nichtbeachtung von Beschwerden bei Kindern und Erwachsenen. - Es ist wichtig, die Bezugspersonen von dem wahrscheinlich vorübergehenden Charakter dieser Störungen zu überzeugen und ihnen zu helfen, sie eher als Folge der Belastungen durch die 2. Intifada zu verstehen, denn als Zeichen einer beginnenden psychischen Störung. Stress- und Traumareaktionen sind zunächst normale Reaktionen eines Menschen auf eine unnormale Situation. Aufklärung ist notwendig, um die Bedeutung dieser Symptome einordnen zu können. Dies wird vom Dienst im Rahmen der sog. Outreach-Arbeit auch in Kindergärten, Schulen, Krankenhäusern und anderen Diensten in Form von Fortbildung und Beratung durchgeführt.

Sozialarbeiter/innen sind ausgebrannt

Viele der Mitarbeiter/innen in psychosozialen Diensten sind ausgebrannt und arbeiten mit äußerster Kraftanstrengung, z.T. ohne ihren Jahresurlaub genommen zu haben. Gerade jetzt ist Entlastung in Form von Besprechungen und Aussprachen besonders wichtig. Aber oft fehlt die

Zeit. Alle brauchen Ermutigung, Mitgefühl und menschlichen Beistand, um die Situation durchzustehen und die Arbeit ohne Gefühle von Sinnlosigkeit ausführen zu können. Das Schlimme ist, dass es kaum Ablenkung von dieser Kriegssituation gibt, die ein Gegengewicht zu den Belastungen darstellen könnte. Man kann sich nicht mit schönen, aufbauenden Erlebnissen auffüllen. Bei Einbruch der Dunkelheit sieht man in Bethlehem kaum noch Frauen auf den Strassen. Die wenigen guten Restaurants sind geschlossen, es kommen ja keine Touristen mehr. Nach Jerusalem in die Disko kann man nicht, geschweige denn in einer Mall dort mal einkaufen. Man sitzt zuhause, im Familienkreis, meist vor dem Fernseher, der den ganzen Tag von den Kämpfen und den Lebens- und Leidensgeschichten der sog. Märtyrer berichtet. Besuche nehmen ab, weil man abends Angst vor Schusswechseln und Bombardierungen hat.

Im Rahmen der Städtepartnerschaft Bethlehem-Köln hat die Katholische Fachhochschule Nordrhein-Westfalen mit der Universität Bethlehem ein Kooperationsabkommen geschlossen und lädt regelmäßig Bethlehemer Professor/innen und Studierende zu einem fachlichen Austausch nach Deutschland ein. „Wir hatten in Köln ein dichtes Arbeitsprogramm“, resümiert Dr. Norma Hazboun von der Uni Bethlehem, „aber ohne die alltägliche Belastung, die wir zuhause haben, war es wie Erholung.“ Auch die 18 am vierzehntägigen Austausch beteiligten palästinensischen Student/innen waren begeistert. Die ungezwungene Vertrauensatmosphäre in einer Begegnung bewirkte dann beim Seminar über „Jugend und Gewalt“ auch, dass z.T. lange Verdrängtes ausgesprochen wurde. Zwei Tage lang berichteten die Bethlehemer Student/innen z. T. unter Tränen von erlebten und erlittenen Gewalterfahrungen: Ein Student hatte als Fünfzehnjähriger mit einem Molotowcocktail einen israelischen Soldaten schwer verletzt und verbrachte vier Jahre in israelischen Gefängnissen. Ein anderer hatte zusehen müssen, wie Menschen erschossen wurden. Jede/r hatte von schlimmen Erfahrungen in seiner Großfamilie zu berichten und viele sagten: „Es war das erste Mal, dass ich Außenstehenden davon erzählen konnte.“ Gut begleitet können solche Begegnungen möglicherweise kathartische, heilende Wirkungen haben. Bei der Begegnung zeigte sich aber auch eine Kehrseite: „Nach dieser Austausch Erfahrung mag ich zuhause nicht mehr leben“, erklärt eine Studentin. Sie leidet wie viele Frauen unter doppelter Unfreiheit: politisch unter der Besatzung und kulturell unter dem gesellschaftlichen und familialen Patriarchat, aus dem es derzeit kein Entrinnen gibt.

„Wir leben in einem Gefängnis.“ Dasselbe hört man von israelischer Seite: Die Menschen, die in den Grenzorten wohnen, vermissen Besuche von Verwandten und Freunden. Kinder müssten unbekümmert spielen können, um ein Gefühl von Kindheit zu haben und eine Pause vom Leben im Krieg. Die Erwachsenen bräuchten Ablenkung und Entspannung. Die Menschen in Bethlehem haben dies nicht. „Man gewöhnt sich dran“, hört man stereotyp. Und dann aber auch den nachdenklichen Satz: „Man gewöhnt sich sogar an die Gewalt – und wird selber gewalttätig...“

Die schleichende Gewöhnung an die Gewalt

Die andauernde Gewalterfahrung führt bei einigen Menschen zum Abstumpfen der Gefühle. Es ist oft nicht möglich, immer wieder neu bei jeder Gewalttat gefühlsmäßig zu reagieren. Es kostet zuviel psychische Kraft, es wird zunächst verdrängt und verneint, aber das Entsetzen bleibt in der Seele des Menschen bestehen. Das wissen wir aus der Forschung nach den beiden Weltkriegen, aus Vietnam und anderen Kriegsgebieten. Zahlreiche Folgesymptome sind auf unverarbeitete, traumatische Kriegserfahrungen zurückzuführen. Der Mensch kann sich offenbar nicht an

sinnloses Morden, nächtliche Bombardierungen und tagtägliche Lebensbedrohung gewöhnen. Die politischen Rechtfertigungen von Gewalt und Gegengewalt überzeugen die Bevölkerung auf beiden Seiten nicht mehr. Der für Traumatisierte typische Tunnelblick verhindert Empathie für die Opfer der gegnerischen Seite. Als bekannt wurde, dass zwei israelische Kinder in einer jüdischen Siedlung nahe bei Bethlehem von erwachsenen Palästinensern zu Tode gesteinigt worden waren, reagierten Palästinenser im Gespräch mit Europäern nur achselzuckend: " Um unsere toten Kinder kümmert sich niemand. " Eine solche Reaktion ist leider eher die Regel als die Ausnahme.

Gefühle für die leidenden Menschen auf der gegnerischen Seite zu entwickeln, wird vielen (nicht allen) nahezu unmöglich. Die Selbstmordattentate von Palästinensern werden von der politischen Führung neutral als „militärische Aktionen“ beschrieben oder sogar als heroische Taten im Freiheitskampf verherrlicht.

Frieden setzt einen umfassenden gesellschaftlichen Einstellungswandel voraus

Die palästinensische Gesellschaft ist – wie auch die israelische - durch kollektive Traumata geprägt. Die jeweilige Gegenseite nimmt davon keine Kenntnis und weiß auch zuwenig von der politischen und kulturellen Geschichte des jeweiligen Anderen. Wenn man den Friedensprozess, dem derzeit niemand eine Chance gibt, voranbringen will, dann greifen militärische oder politische Lösungen allein zu kurz. Zuerst aber ist ein Waffenstillstand nötig. Er ist Vorbedingung dafür, dass ein tiefergehender gesellschaftlicher Neuorientierungsprozess in Gang kommt, der einen grundlegenden Einstellungswandel mit sich bringen kann. In welche Richtung dies gehen könnte, beschreibt Ester Golan, eine 78-jährige Jüdin aus Jerusalem, die mit einem Kindertransport aus Nazi-Deutschland fliehen konnte, ihre Eltern jedoch im Holocaust verlor. Sie nahm an einem Programm des „Compassionate Listening“ (nach Gene Knudsen Hoffman und Leah Green), des mitfühlenden Zuhörens, teil. Bei diesem Programm hören sich Menschen aus verfeindeten politischen Lagern gegenseitig zu, wenn der jeweils andere von seinen/ihren Leidensgeschichten erzählt. Ester Golan hörte einer Palästinenserin zu, die von den schlimmen Erlebnissen der Intifada in ihrer Familie berichtete, und dann konnte sie der Palästinenserin von ihrem eigenen Leben berichten - von der Flucht aus Deutschland, der Ermordung der Eltern, den psychischen Problemen des Sohnes nach seinem Einsatz im Libanon-Krieg. Beim Compassionate Listening geht es darum, mit dem Herzen zuzuhören, den politischen Gegner als Menschen wahrzunehmen und Mitgefühl für ihn entwickeln, ohne zu argumentieren, zu diskutieren oder sich zu rechtfertigen. Es geht nicht darum, Lösungen zu finden, sondern eine menschliche Basis für einen Verständigungsprozess zu entwickeln.

Wenn Palästinenser auf solche Programme angesprochen werden, gibt es bei vielen zuerst einmal Ablehnung. "Solche Programme zielen darauf ab, eine falsche Versöhnung zu erreichen. Erst wenn die Israelis anerkennen, dass sie die Unterdrücker und wir die Unterdrückten sind und wenn sie sich entschuldigen und zu Entschädigungen bereit sind, dann können solche Programme sinnvoll werden." Umgekehrt sagte eine Israelin: "Zuerst müssen wir in unserem Existenzrecht hier anerkannt sein."

Eine Bethlehemer Professorin beschreibt, wie sie während des Libanon-Kriegs 1982 auf einer internationalen Konferenz mit einer jüdischen Kollegin abends regelmäßig die Nachrichten im Fernsehen anschaute und wie sie von dieser ihr sympathischen jüdischen Kollegin erfuhr, dass deren Sohn im Libanonkrieg als Soldat dabei war. "Und ich begann, mir Sorgen zu machen um

den Sohn meiner jüdischen Kollegin, aber ich merkte zugleich, wie verrückt das ist, wo doch dieser Sohn gegen meine palästinensischen Brüder und Schwestern kämpft und diese möglicherweise tötet. Als die jüdische Kollegin mich fragte, ob wir uns nicht gegenseitig besuchen könnten, habe ich ‚nein‘ gesagt. Ich konnte es nicht.“ Offenbar ist es schwer, solange Kriegshandlungen im vollen Gang sind, mit Mitgefühl zuzuhören und das Freund-Feind-Denken aufzugeben. Eine Grundbedingung für Dialoge nach dem Modell des Compassionate Listening liegt zunächst in der Wahrnehmung des Anderen als Menschen, der ein Lebens- und Bleiberecht hat und nicht als Objekt von Vernichtung gesehen wird.

Hoffnung auf eine wachsende Friedensbewegung

Solange die Kanonen sprechen, hört man häufig nur Kanonendonner. Die gegenseitige Verwundung ist zu groß, um jetzt schon den notwendigen heilenden Dialog beginnen zu können. Die Wunden bluten noch. Voraussetzung für einen grundlegenden Einstellungswandel auf beiden Seiten, in dem der Andere als Mitmensch mit all seinem Leiden – als Opfer und als Täter - wahrgenommen werden kann, ist das Schweigen der Waffen. Dann erst werden die Israelis die palästinensische Forderung verstehen, dass Israel die Unrechtmäßigkeit der Besatzerrolle eingesteht (s. den britischen Landverteilungsvorschlag von 1947), wie gleichermaßen die Palästinenser begreifen müssen, dass sie und die arabische Welt Israel in seinem Existenzrecht anerkennen müssen. Es macht Hoffnung, dass inzwischen 270 Reserveoffiziere und Generäle ihren Einsatz in den autonomen Gebieten Palästinas verweigert haben. Die Tatsache, dass in der palästinensischen Gesellschaft von einem nicht unbeträchtlichen Teil, vor allem den politischen Gruppierungen, die Selbstmordattentate als notwendige militärische Aktionen im Kampf gegen die Besatzer legitimiert werden ("Was sollen wir denn sonst tun? Sollen wir die Hände in den Schoß legen, nichts tun? "), macht fassungslos. Diejenigen, die gegen Gewalt sind, haben keine Stimme. Dass gewaltfreier Widerstand etwas bewirken könnte, wird nur von wenigen gesehen. Der Leiter des Palestinian Conflict Resolution Center WI'AM, Zoughbi, gehört zu ihnen. Er hofft auf Unterstützung vom Ausland.

Mutmachend war die große Beteiligung der israelischen und palästinensischen Bevölkerung an zwei Friedensdemonstrationen, die von Gush Shalom und Peace Now im Februar in Tel Aviv und Jerusalem organisiert wurden (jeweils 10-15.000 Bürger/innen waren dabei). Deutlich wird dadurch, dass für die Mehrheit der Bevölkerung Frieden immer notwendiger und dringlicher wird. Bislang setzt sich leider nur eine Minderheit aktiv dafür ein.

Manuela Ziskoven, Dipl.Sociologin mit gemeindepsychiatrischer u. psychotherapeutischer Zusatzausbildung, arbeitet seit März 2001 als Entwicklungshelferin im Guidance and Training Center for the Child and Family, Dir. Dr. V. Hazboun, in Bethlehem. Entsendeorganisation ist der Evangelische Entwicklungsdienst (EED), mit dem Programm „Ziviler Friedensdienst“ des BMZ.

Josef Freise, Dr. päd, dipl.theol., arbeitet als Professor für die Fachwissenschaft Soziale Arbeit an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen, Abteilung Köln, in der Ausbildung für Sozialarbeiter/innen und Sozialpädagoge/innen und engagiert sich in der Hochschulpartnerschaft zwischen seiner Kölner Fachhochschule und der Universität Bethlehem.